



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ist eine Wiedervereinigung der Konfessionen zu erstreben? :
Geschichtsphilosophische Gedanken 13

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gegangen ist, so ist es klar, daß in den Hauptpunkten nicht nur eine Ähnlichkeit, sondern eine vollständige Gleichheit beider besteht.

Wenn man auf ultramontaner Seite demgegenüber die Verwandtschaft der Redemptoristen mit den Jesuiten um deswillen in Abrede gestellt hat, weil ihre Statuten ihnen ausdrücklich untersagen, sich mit Politik zu befassen, so kann das in keiner Weise das Gewicht unserer Gründe abschwächen. Im Gegenteil zeigt uns dieser Hinweis erst, wie genau die Statuten beider übereinstimmen; denn auch die Ordensregeln der Jesuiten enthalten diese Vorschrift. „Da unsre Sozietät,“ heißt es dort, „die zur Ausbreitung des Glaubens und zum Nutzen der Seelen ins Leben gerufen worden ist, . . . sich großen Gefahren aussetzen würde, wenn sie sich in das einließe, was weltlich ist und sich auf politische Angelegenheiten sowie auf die Regierung des Staates bezieht, so ist von unsern Vorfahren höchst weise angeordnet worden, daß die, die für Gott streiten, sich in andre Dinge, die von unserm Gelübde abweichen, nicht einmischen.“ Wie die Jesuiten aber dieses Verbot aufgefaßt haben, das ist mit unauslöschlichen Lettern in die Geschichte fast aller Staaten eingetragen.

Somit kommen wir in Übereinstimmung mit den Beschlüssen des Bundesrates vom 20. Mai 1873 zu dem Ergebnis, daß die Kongregation der Redemptoristen als im Sinne des Gesetzes vom 4. Juli 1872 mit dem Jesuitenorden verwandt anzusehen ist.

Rathenow

Ludwig Norden



Ist eine Wiedervereinigung der Konfessionen zu erstreben?

Geschichtsphilosophische Gedanken 13



ie Spaltung der Konfessionen war also notwendig, und darum war es ein Glück, daß die rasch sich befestigende Verschiedenheit der Glaubensmeinungen, Einrichtungen, Lebensgewohnheiten und blinder Haß alle Unionsbestrebungen der Verständigen und Gemäßigten vereitelten. Würden solche Bestrebungen heute mehr Aussicht auf Erfolg haben?

Wer den Gegensatz für einen rein theologischen ansieht, dem könnte es so scheinen. Durfte schon die Augsburgerische Konfession von Ranke als ein „Produkt des

lebendigen Geistes der lateinischen Kirche“ bezeichnet werden (Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation III, 243), und gilt dasselbe auch von Luthers Katechismus, so ist vollends in der heutigen protestantischen Theologie von der sola fides höchstens noch zu dem Zwecke die Rede, sie wegzuerklären. Wir wollen gar nicht von den Rationalisten sprechen, die die allerplatteste Werkgerechtigkeit predigen, auch die Orthodoxen stellen die Heiligung und die Liebe in den Vordergrund. Nicht minder die philosophischen und politischen Protestanten. „Die Religion ist die Schöpfung des heiligen Willens durch das Vermögen der Freiheit mit dem Organ des Glaubens,“ sagt Konstantin Höpfler (Das deutsche Reich und die kirchliche Frage S. 320). So viel Worte, so viel Widersprüche gegen Luther. Dagegen entspricht der Satz genau der Meinung des Tridentinums, wie sich der Verfasser überzeugen wird, wenn er das Decretum de justificatione einmal durchliest. So wenig wird da die Seligkeit von einzelnen Werken abhängig gemacht, daß sie vielmehr als natürliche Folge aus der Gesinnung des aus Gnaden um Christi Willen, aber nicht ohne eigne Mitwirkung wiedergeborenen und innerlich erneuerten Menschen hervorgeht, und in jener Gesinnung sind Glaube, Hoffnung und Liebe zur untrennbaren Einheit verschmolzen. Ein Streit über den Vorzug des Glaubens oder der Liebe würde heute nur noch kindisches Schulgezänk sein, denn daß keines ohne das andre möglich sei, darin sind beide Konfessionen einig. Nur über die Notwendigkeit der priesterlichen Vermittlung würde noch ernstlich zu streiten sein. Für unbedingt notwendig erklärt sie auch der katholische Katechismus nicht. Nach dem Breslauer Diözesankatechismus (34. Frage vom Bußsakrament) wird der Sünder schon vor der priesterlichen Losprechung gerechtfertigt, wenn seine Reue nicht aus Furcht vor der Hölle, sondern aus reiner Liebe zu Gott hervorgeht, mit andern Worten, wenn das, was böse in ihm war, vom heiligen Feuer der Gottesliebe verzehrt worden ist; wo Gott schon ein reines Herz geschaffen hat, da bleibt dem Priester nichts mehr zu thun übrig. Daß trotzdem jeder die Losprechung nachsuchen soll, teils weil keiner hienieden gewiß sei, ob er der Liebe wert sei oder des Zornes, teils aus Gehorsam gegen die Kirche, und daß bei den Sündern, die es zur vollkommenen Liebesreue, also zu einer vollkommenen Reinigung des Herzens nicht bringen, das, was ihnen zur Rechtfertigung fehlt, durch die priesterliche Losprechung gewissermaßen ergänzt werde, das giebt allerdings kein Protestant zu, während es sich die Katholiken nicht mögen nehmen lassen. Sie sind mit ihrer Kirche der Ansicht, daß die Zusage, sich unbedingt und ohne kirchliche Beglaubigung für gerechtfertigt zu halten, entweder, wo es gelingt, sie zu erfüllen, zu frevlem Hochmut führe, oder wo es bei dem gar zu deutlichen Bewußtsein der eignen Unvollkommenheit nicht gelingt, in Verzweiflung stürze. Im Protestantismus wird diese Schwierigkeit heutzutage selten empfunden, weil sich bei dem vorherrschenden Weltfönn nur wenige mit ihrem Seelenzustande beschäftigen. Hier also haben wir es allerdings noch mit einer

ernstlichen Meinungsverschiedenheit zu thun. Dabei dürfte es sich aber mehr um die Frage nach der Notwendigkeit einer priesterlichen Vermittlung handeln, als um die andre, ob ein Zustand unvollkommener Reue und Liebe, gewissermaßen eine halbe Rechtfertigung möglich sei. Denn die Weigerung der Protestanten, Stufen im Rechtfertigungsprozesse anzuerkennen, hängt doch im Grunde genommen mit der Prädestinationslehre zusammen, die nur von Rechtfertigung und Verdammnis, aber von keinem mittleren weiß. Diese Lehre ist aber von den heutigen Protestanten so vollständig verlassen worden, daß ein Geistlicher, der von der Hölle predigen wollte, seine Kirche wohl leer predigen würde. Wer unter den Protestanten noch an die persönliche Unsterblichkeit glaubt, der glaubt nur an den Himmel und an das Fegefeuer. Denn was ist jener Zustand allmählicher Läuterung, den man für die Sünder drüben erwartet, anders als das katholische Purgatorium, wie es Dante beschrieben hat, und ohne die abergläubische und geschmacklose Ausschmückung, mit der es das Volk und rohe gewinnstüchtige Pfaffen ausgestattet haben? Die Mystik hat bekanntlich das Fegefeuer und den Himmel unter dem Namen der *via purgativa* und *unitiva* ins Diesseits aufgenommen (mancher Philosoph würde lieber sagen: Fegefeuer und Himmel seien die ins Jenseits projizirten Erfahrungen der nach Vollkommenheit ringenden frommen Seelen), und wie vertraut den Religiösen unter den Protestanten diese Auffassung ist, das bezeugt die Verbreitung des *Thomas a Kempis*.

Nicht anders als mit dem „Materialprinzip“ der Reformation steht es mit ihrem „Formalprinzip.“ Keine zehn Jahre hat die Bibel als alleinige und unmittelbare Glaubensquelle gegolten. Nirgends in der Welt werden die Kinder der Protestanten an die Schrift gewiesen, sich dort ihre christliche Erkenntnis zu holen, sondern eine für ihren Gebrauch zurechtgeschnittene biblische Geschichte und ein Katechismus werden ihnen eingebläut. Zum Bibellefen, das später folgt, bringen sie ihren fertigen Glauben schon mit, und sie dürfen nur durch die Brille lesen, die das Presbyterium oder das hochpreisliche königliche Provinzial-Schulkollegium oder sonst ein Kirchengewaltiger ihnen aufsetzt. Als Erwachsene dürfen sie ja dann später den empfangenen Katechismusglauben an der Schrift prüfen, wenn sie Lust, Zeit und Verstand dazu haben. Aber finden sie etwas andres in der Schrift, als was von der Behörde zu glauben vorgeschrieben ist, und sie behalten es nicht für sich, sondern suchen es zu verbreiten, so werden sie eben gemäßigelt oder gar exkommuniziert. So handelt es sich also schon seit viertehalhundert Jahren gar nicht um die Frage, ob ein kirchliches Lehramt den Sinn des Schriftworts zu bestimmen habe oder nicht, sondern nur darum, wo dieses Lehramt zu finden sei, ob in Byzanz, St. Petersburg, Rom, Amsterdam, Canterbury oder Berlin. Je nachdem nun bei einem Menschen das Bedürfnis der Glaubensgewißheit oder der Freiheitstrieb mächtiger ist, wird er das Lehramt der katholischen Kirche oder die durch Zwie-

spalt, Vielköpfigkeit und Unsicherheit ohnmächtigen protestantischen Lehramter vorziehen. Der Gegensatz liegt also nicht in verschiedenen Grundsätzen der Kirchen, sondern nur in den verschiedenen Gemütsverfassungen der Christen. Auch die kirchliche Tradition ist durch die Verwerfung der Wiedertäuferi von den Protestanten als entscheidende Instanz anerkannt worden. Denn es steht doch nun einmal fest, daß die Kindertaufe nicht allein der schriftmäßigen Begründung entbehrt, sondern dem Neuen Testament geradezu zu widersprechen scheint; nicht einmal aus der Praxis der ersten christlichen Jahrhunderte läßt sie sich rechtfertigen.

Haben sich demnach die Kirchen in der Theorie einander so weit genähert, daß gebildete Katholiken und Evangelische, wenn sie nicht durch Parteilucht verblendet sind, einander gern die Hände reichen und bekennen werden: Wir wissen uns in den Hauptstücken einig, so entbehrt doch diese Harmonie der höchsten geistigen Spitzen jeder praktischen Bedeutung für die Unionsfrage. In den Volksmassen wie in den Kirchenkörperschaften prägen sich die Unterschiede weit deutlicher aus als das Gemeinsame. Was nützt die vortreffliche und erhabene tridentinische Rechtfertigungslehre? Fragt man katholische Schulkinder: Was muß der Mensch thun, um Verzeihung seiner Sünden zu erlangen? so wird man gewöhnlich zur Antwort bekommen: Er muß beichten; sei es, daß die Kinder und auch die meisten Erwachsenen das leicht faßliche äußerliche Werk besser behalten als die Beschreibung eines innern Seelenvorganges, sei es, daß die Geistlichen aus Bequemlichkeit oder mehr vom hierarchischen als vom christlichen Geiste geleitet, jenes leichter faßliche eifriger einprägen als das schwierigere und wichtigere. Und so haben sich denn die seit der Spaltung noch vermehrten Äußerlichkeiten der römischen Kirche zu einem Heilsmechanismus gefügt und befestigt, der sich mit dem festen hierarchischen Gefüge zu einer in doppeltem Sinne unübersteiglichen Schranke verflochten hat. Der Katholik findet in jenen Äußerlichkeiten, von denen keine der geistigen Bedeutung ganz entbehrt, nicht allein tröstliche Heilsicherheit und wertvolle Stützen der sittlichen Kraft, sondern auch Trost in irdischen Leiden und mancherlei Genuß; ja nicht wenige bauen sich aus diesen kirchlichen Elementen eine innere Welt auf, in der sie sich mehr heimisch fühlen als in der äußern, die sie umgiebt, und würden sie gezwungen, sie zu verlassen, so wäre das für sie die Vertreibung aus dem Paradiese und möglicherweise der Sturz in völlige Gottlosigkeit. Der Protestant dagegen sieht in alledem teils Krücken und Gängelbänder, die ihm des Mannes unwürdig erscheinen, teils lästige und unerträgliche Freiheitsbeschränkungen, teils kindische Spielereien, und seine Abneigung gegen alles Katholische wächst, so oft er dergleichen sieht oder davon hört.

Sollen wir diesen Zustand beklagen? Ich meine nicht! Sind doch die Gründe, die einstens die Trennung forderten, anstatt zu schwinden, nur stärker geworden, schreitet doch mit der Kultur auch die „Differenzierung“ fort, wie man das heutzutage gern nennt, und richtet das Gegenteil, die Nivellement,

die freilich daneben auch von der Kultur gefördert wird, nur Unheil an. Fürst Bismarck hat einmal gesagt, die Romanen hätten etwas Weibliches, während die Germanen durchaus männlich seien. Das gilt auch vom Katholizismus und Protestantismus. Schon die Außerlichkeiten des Katholizismus wie bunte Priestergewänder, Ministrantenröckchen und Kirchenschmuck schlagen ins weibliche Fach, aber auch beim Innerlichen trifft die Charakteristik zu. Es ist kein Zweifel, daß sich die Norddeutschen bei der Teilung des christlichen Tugendsschatzes, der freilich im Grunde genommen unteilbar ist, den Glauben erwählt haben samt Wahrhaftigkeit, Treue und Gerechtigkeit, denn das sind männliche Tugenden, während der Katholizismus die Liebe preist samt den weiblichen Tugenden: Barmherzigkeit, Sanftmut, Demut, Gehorsam, Keuschheit. Daraus folgt natürlich nicht, daß es den beiden Kirchen auch gelingen müßte, ihre sämtlichen Angehörigen zu Mustern ihrer eigentümlichen Tugenden zu erziehen. Überhaupt kann ja bei der Charakteristik ganzer Völkergruppen von einer reinlichen, scharfen Scheidung keine Rede sein; nur bei einem Blick aufs Ganze, nicht bei einer Musterung der einzelnen Personen oder Völker wird man das Charakteristische gewahr. Die Spanier z. B. machen zwar den Eindruck des Weiblichen durch ihre Lust an buntem Fliederstaat und durch die Anmut ihrer Bewegungen, deren sich auch die Männer beleißigen; aber in Fällen, wo sie, einzeln oder als Volk, angegriffen werden, zeigen nicht allein ihre Männer, sondern auch ihre Weiber durch Ehrgefühl, Stolz und Tapferkeit einen durchaus männlichen Charakter.

Allerlei Einseitigkeiten und Mängel, wie sie jede Arbeitsteilung mit sich bringt, muß man eben auch in diesem Falle hinnehmen. Bei den Romanen kommen die sehr männlichen Männer zu kurz. Sie helfen sich mit völliger Lossagung von der Kirche. Unter den Protestanten dagegen suchen die weiblichen Seelen beiderlei Geschlechts bald in pietistischer Lämmleinpoesie, bald in ritualistischen Spielereien Trost. Daß der Katholizismus auch für die Kinder geeigneter ist, liegt auf der Hand. Für Kinder giebt's keinen andern als Anschauungsunterricht. Diesen ermöglicht der katholische Kultus auch für die Religion. Alles, was sich auf ihn bezieht, lernen die Kinder mit Feuereifer, durch ihn werden sie in das Verständnis des Christentums eingeführt. Was darin keinen Anknüpfungspunkt findet, bleibt bei den minder begabten totes Lippenwerk. Und was die Hauptsache ist, die Kinder schauen den Kultus auch, und sie schauen ihn nicht bloß, sie dürfen handelnd daran teilnehmen. Wo die Schule noch eng mit der Kirche verbunden ist, hat fast jedes der Schulkinder, namentlich jeder der Knaben, in und an der Kirche so mancherlei zu thun. Die einen musizieren, die andern monstrieren, wieder andre ziehen den Glockenstrang. Bald giebt's Feuer anzumachen, Kohlenbecken und Rauchfässer zu schwingen, wobei es weder an physischen und gymnastischen Versuchen noch an Gelegenheit zu Feuerlöschübungen fehlt, bald wird einmal der Wälgetreter abgelöst. Für die hohen

Feste winden die Mädchen Kränze, während die Knaben beim Aufmachen helfen. Zu Anfang und Ende der Advents- und der Fastenzeit, namentlich aber in der Karwoche, wo das Antlitz der ganzen Kirche verändert wird, giebt es soviel zu räumen und zu bauen, daß in kleinen Dorfschulen „das Ganze“ aufgeboten werden muß.

Zum Ministrantenamt drängen sich fast alle Jungen. Ist es doch weit kurzweiliger, am Altar thätig zu sein, als still in der Bank zu sitzen. Dazu das Paradies in Prozessionen und die oftmalige Erlösung von der Schulbank! Wie strahlt das Gesicht des Jungen, wenn er aus der Klasse herausgerufen wird, um den Pfarrer auf einem Krankengange oder wohl gar auf einer Fahrt über Land zu begleiten, und wie neidisch blicken ihm die übrigen nach! Doch sind es nicht ausschließlich Gründe kindlicher und kindischer Selbstsucht, die den Jungen das Kirchenwesen lieb machen. Die anhaltende Beschäftigung damit fördert doch auch das Verständnis für den Sinn der verschiedenen Handlungen, mancher ernste und heilsame Gedanke stellt sich ein in der Kirche, bei Beerdigungen, bei Krankenbesuchen, und wenn Epidemien herrschen, dann drängen sich die Knaben zu Versetzgängen, um ihre Todesverachtung und Nächstenliebe zu beweisen. Heute, wo wir in der Gesundheits- und sonstigen Polizei so viel weiter fortgeschritten sind, würde es allerdings nicht mehr gestattet werden, daß sich Ministranten, wie ich es 1866 gesehen habe, täglich stundenlang zwischen Sterbenden und Choleraleichen aufhielten. Gestorben ist damals keiner davon; bleibt doch Furchtsamkeit jederzeit das beste Mittel gegen den Tod. Schauen und schaffen — das ist die Seligkeit des Kindes. Beim katholischen Religionsunterricht giebt der Kultus den Schülern zu beidem Gelegenheit. Dem Protestantismus fehlt beides, und daher wird er es niemals dahin bringen, daß seine Jugend mit wahrer Begeisterung ins kirchliche Leben hineinwüchse. Mit Lehren und Predigen läßt sich das nicht erreichen, nur der Sang und Klang bietet einigen Ersatz, wenn die Musica fleißig gepflegt wird. Abneigung gegen den Katholizismus und Stolz auf den protestantischen Namen einzupflanzen, das freilich ist Kleinigkeit, aber Anhänglichkeit an das eigne Kirchenwesen läßt sich nur schwer erzeugen, wenn dieses sich in nichts verkörpert, als in einem schwarzen Manne, der in einem öden, nur etwa mit den häßlichen Porträts der Familie des Kirchenpatrons geschmückten Raume eine zweistündige Predigt hält. Und selbst das schönste Kirchenlied nützt nichts an Orten, wo die Gemeinde den nicht eben löblichen Brauch angenommen hat, erst beim letzten Verse des Predigtliedes in die Kirche zu gehen. Indes auch dieser Mangel muß mit in Kauf genommen werden. Ein Herbart würde auch um der Jugend willen dem Katholizismus kein Zugeständnis machen. Er meint u. a., der Knabe dürfe nicht, wie ein Mädchen, mit gefalteten Händen zum Gebet hinknien; damit ist im Namen des männlichen deutschen Geistes über alles katholische Wesen das Verwerfungsurteil gesprochen. Sind wir Norddeutschen nun entschlossen, auf die Vorteile des katholischen Kultus zu verzichten, weil er am Ende verweicht, und wollen

wir unsre Knaben lehren, den Pulverdampf, den Geruch des Pferdestalls und die reine Waldluft dem Weihrauchduste der Kirchen vorzuziehen (in der Idee wenigstens, da in der Praxis hunderttausende von deutschen Knaben nichts als Kohlenäure zu riechen bekommen), so wäre es doch andererseits recht thöricht, wenn wir den Romanen unsern Geschmack und unser Kirchenwesen aufdrängen wollten. Was hätte die Menschheit, was hätten wir selbst davon, wenn es uns gelänge, alle noch einigermaßen kindlichen Völker greifenhaft verständig, kalt, steif und gesetzt zu machen? Ungefähr dasselbe, wie wenn alle Weiber gelehrt und alle Knaben schon im Knabenalter Männer würden, was freilich bei vielen schon teilweise der Fall ist, indem sie mit männlichem Ernst die Künste des Biertrinkens, Rauchens und Skatspiels betreiben, mit männlicher Überhebung nach Anleitung irgend eines Wigblattes über Kirche und Staat urteilen und spotten und unter dem Drucke männlicher Zukunftsforgen das kindliche Lachen und Spielen verlernen.

Auch mit dem Gegensatz von Arm und Reich fällt der konfessionelle einigermaßen zusammen. Buckle hat die wunderliche Behauptung aufgestellt, daß der Katholizismus die Religion der Reichen, der Protestantismus die der armen Leute sei, weil ja der katholische Gottesdienst viel Geld koste. Im Mittelalter, wo die kirchliche Opposition vorzugsweise gegen den Reichtum und die Üppigkeit der Prälaten gerichtet war, haben allerdings einige Sekten, wie die Armen von Lyon, die Sache des Notleidenden Volkes gegen die schwelgende kirchliche Aristokratie vertreten. Aber die Abigenser waren mächtige Adliche und wohlhabende Stadtbürger, und die orthodoxen Bettelorden machten jene Opposition unschädlich, die sich auf die evangelische Armut berief. Diese wird in der katholischen Kirche bis auf den heutigen Tag grundsätzlich empfohlen, während der Protestantismus mit ihr nichts anzufangen weiß. Die katholischen Nationen sind denn auch heute, mit Ausnahme Frankreichs, arm, und die protestantischen reich. Der kostspielige Kultus aber ist gerade für die Armen eine Wohlthat, nicht für die Reichen. Die Reichen brauchen kein kostbares und schönes Gotteshaus, denn sie leben beständig in einer ästhetisch untadelhaften Umgebung und vereinigen um sich in ihren Stadtpalästen und Landhäusern, in ihren Hotels, Bädern und Sommerfrischen alles Herrliche und Schöne, was Natur, Industrie und Kunst darbieten. Für sie mag es sogar Bedürfnis sein, Sonntags zum Gebet einen möglichst nüchternen Raum aufzusuchen, weil in der Woche, in ihrer gewöhnlichen Umgebung, die stets bis zur Sättigung angenehmen beschäftigten Sinne den Geist gar nicht zu sich selbst kommen lassen. Dagegen ist das katholische Gotteshaus das Haus des Armen. Hier findet er, was er daheim entbehren muß: weite Räume, edle Formen, würdige, zuweilen prachtvolle Ausstattung, künstlerischen Schmuck. Es ist im vollsten Sinne des Wortes sein Haus, denn er darf es betreten, so oft er will, darin weilen, so lange er will, und sich darin den Platz aussuchen, der ihm beliebt.

Er weiß es, daß niemand ein Recht hat, ihn daraus zu vertreiben. Darum hängt er mit leidenschaftlicher Liebe an seiner Kirche, wir meinen diesmal an dem steinernen Gebäude seiner Pfarre, und verteidigt es, wenn man's ihm nehmen will, gegen jedermann, auch gegen die Staatsgewalt. Volkswirtschaftlich betrachtet, ist das Judaswort: Wozu diese Verschwendung? die Äußerung eines sehr kurzfristigen Verstandes. Wenn beim Verkauf von Kirchenschätzen für die Armen überhaupt etwas übrig bleibt, so ist es immer nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Dagegen gewährt die Erbauung, Instandhaltung und fortgesetzte Ausschmückung monumentaler Kirchen unzähliger Armen Verdienst, der fertige Bau vielen Geschlechtsfolgen unschätzbare geistige Wohlthaten, und die Zerstreuung der Kunstwerke über das ganze Land, wobei jedes Dorf seinen Teil erhält, wirkt ganz anders erziehend, als ihr Zusammendrängen in Großstädten und das Aufstapeln in Museen. In wie manchem Hirtenjungen wird durch das Altarbild seiner Dorfkirche das Malergenie geweckt, wie manche arme Dorfgemeinde wird durch ihre Kirche zu einem Völkchen von Bildschnitzern erzogen! Nur wenn solche Volkspaläste, wie man sie in England zu bauen anfängt, allgemein würden, könnte man vielleicht die kirchliche Architektur und Kunst, abgesehen von ihrer religiösen Bedeutung, für überflüssig erklären.

Also die Kostspieligkeit des Kultus spricht nicht gegen, sondern für die Ansicht, daß der Katholizismus die Religion der Armen sei. Und auch diese Eigenschaft empfiehlt ihn vorzugsweise den Südländern. Renan hat die richtige Bemerkung gemacht, daß in einem glücklichen Klima die Armen nicht bloß im christlichen Sinne, sondern ganz allgemein glücklich zu preisen seien (wosern das Land weder überbevölkert ist, noch von nordeuropäischen Unternehmern beglückt wird, die sich mit ihrem Kapital hinbegeben, „um seine Hilfskräfte zu entwickeln,“ muß man hinzufügen). Der Arme entbehrt im Süden keinen wirklichen Lebensgenuß, sondern bleibt nur von den Sorgen des Erwerbes und Besizes verschont. Kein Wunder, daß hier die Bergpredigt, die den Reichtum verachten lehrt und zur heitern Sorglosigkeit einladet, Verständniß und Beifall fand und bis auf den heutigen Tag findet. Der klassische Virtuose dieser evangelischen Armut ist Franz von Assisi. Nicht Selbstquälerei war seine Askese, sondern ein Wegwerfen aller Dinge, die dem am Übermaß innern Glückes fast erstickenden Manne nur eine Last und Fessel gewesen wären. Was sollten irdische Schätze diesem himmlischen Thoren, der bei jedem Sonnenaufgang und beim Anblick jeder Quelle, jeder Wiese, jedes Baumes in Verzückung geriet ob der Schönheit der Welt und der Güte des Schöpfers, der sich stundenlang mit seinen „Brüdern und Schwestern,“ den Tieren des Feldes und den Vögeln des Himmels, aufs angenehmste unterhalten konnte, und der — das traute ihm der Volksglaube zu — sogar den Bruder Wolf durch gütliches Zureden zur Vernunft brachte, daß er hinsür die Lämmlein ungeschissen lies und den Bauern aus der Hand fraß? Im Norden dagegen haben

die Armen oft unerträgliche Leiden zu erdulden, und im Winter, wo sie sich der Erwärmung wegen massenhaft in engen Löchern zusammendrängen müssen, wird ihnen ihr düsterer, schmutziger Aufenthaltsort gar leicht ein Höllenpfehl aller Laster. Besser als die Bergpredigt scheinen daher für den Norden etliche Ermahnungen Pauli zu passen, der mit der gottvertrauenden Sorglosigkeit und dem andächtigen Schauen nach dem Himmel in manchen Gemeinden trotz ihrer südlichen Lage unangenehme Erfahrungen gemacht hatte, und der daher lehrte, die Gläubigen sollten hübsch still sitzen und arbeiten, und wer nicht arbeite, der solle auch nicht essen. So haben sich denn die protestantischen Nationen mit ganzer Macht auf diese paulinische Seite des Christentums geworfen und sind dabei sehr reich geworden — als Nationen wenigstens, denn die Bettelarmut ihrer Armen auszurotten ist ihnen noch nicht gelungen.

Also laßt uns ein jeder bei seiner Konfession bleiben, und behalte jedes Volk sein kirchliches Gewand, das nicht Willkür zugeschnitten, sondern das sich der Leibesgestalt und den Bedürfnissen der Träger im Laufe der Jahrhunderte angepaßt hat! Daß Goethe, wenn er über den Gegenstand nachgedacht hätte, zu derselben Ansicht gekommen wäre, wird jeder für wahrscheinlich halten, der ihn kennt. Daß aber beides wirklich der Fall ist, habe ich zu meiner Freude erst vor kurzem erfahren. In jenem Briefe eines Pastors an einen Amtsbruder, der sich im „Jungen Goethe“ findet, kommt er darauf zu sprechen. (Unter dem Titel der Schrift steht zwar „aus dem Französischen,“ aber sie ist ganz Goethe und sieht nicht im mindesten französisch aus.) „Luther — heißt es darin — arbeitete sich durch verzehrte Vorurteile durch und schied das Göttliche vom Menschlichen, soviel ein Mensch scheiden kann, und was noch mehr war, er gab dem Herzen seine Freiheit wieder und machte es der Liebe fähig; aber man lasse sich nicht blenden, als hätte er das Reich Gottes erworben, davon er einen andern herunterwarf; man bilde sich nicht ein, die alte Kirche sei deswegen ein Gegenstand des Abscheus und der Verachtung; hat sie doch wenige menschliche Satzungen, die nicht auf etwas göttlich Wahres begründet wären; laßt sie, leidet sie und segnet sie. Warum lästert ihr ihre Messe? Sie thun zu viel, das weiß ich, aber laßt sie thun, was sie wollen; verflucht sei der, der einen Dienst Abgötterei nennt, dessen Gegenstand Christus ist. Lieber Bruder, es wird täglich lichter in der römischen Kirche [bekanntlich ist der Rationalismus auch in sie ziemlich tief eingedrungen; ein katholischer Pfarrer jener Zeit predigte einmal zu Weihnachten über den Nutzen der Stallfütterung], obs aber Gottes Werk ist, wird die Zeit ausweisen. Vielleicht protestirt sie bald mehr, als gut ist. Luther hatte die Schwärmerei zur Empfindung gemacht, Calvin [wohl mehr Zwingli] machte die Empfindung zu Verstand. Diese Trennung war unvermeidlich, und daß sie politisch geworden ist, lag in den Umständen. Ich bin so fern, eine Vereinigung zu wünschen, daß ich sie vielmehr äußerst gefährlich halte, jeder Teil, der sich ein Haar vergäbe, hätte Unrecht. Wenn mans beim Lichte beseht, so hat jeder

seine eigne Religion, und Gott muß mit unserm armseligen Dienste zufrieden sein, aus übergroßer Güte, denn das müßte mir ein rechter Mann sein, der Gott diene, wie sich gehört."

Die Theologen und die Philosophen stimmen darin überein, daß Gott, oder das Absolute, oder wie sie es sonst nennen mögen, seine Vollkommenheiten nicht in einem einzelnen Geschöpf ausdrücken könne, und sie daher in einer unendlichen Menge verschiedener Geschöpfe und Bildungen neben und nach einander zur Erscheinung bringen müsse. Das gilt auch von dem Inhalte des Christentums, den wir als das Heiligtum der Welt, als den Geist Gottes im engern Sinne verehren. Was hätte es also für einen Sinn, die im Laufe der Zeiten hervorgetretene Mannichfaltigkeit in die Einfachheit zurückpressen, die entwickelte Baumkrone auf die Form des Keimblattes zurückführen, oder Kirchen, Staaten und Völker in einen gleichförmigen Brei kneten zu wollen, wie es die Sozialdemokraten, als folgerichtige Jünger der korporationsfeindlichen Liberalen, mit den Ständen und lächerlicherweise sogar mit den beiden Geschlechtern vorhaben? Von Christus sagt Paulus zwar, daß die Fülle der Gottheit leibhaftig in ihm wohne, aber sichtbar ist sie auch in ihm nicht geworden, sondern auch er ist, als Mensch, ein Mensch von bestimmtem Charakter und bestimmter Eigenart, deutlich unterschieden von allen andern Menschen, sodaß sich die Prediger und Katecheten beider Konfessionen vergebens damit abquälen, ein „Vorbild“ aller Menschen aus ihm zu machen. Als ob der Mann, der nicht hatte, wohin er sein Haupt legte, der im Lande herumzog, von Amosien lebend, und am Ende als Aufwiegler ans Kreuz geschlagen ward, der ehelos blieb und der einmal auf die Meldung: „Siehe, deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und suchen dich“, mit einer Handbewegung nach seinen Jüngern hin antwortete: „Siehe da meine Mutter und meine Brüder,“ als ob dieser Mann jemals das Vorbild werden könnte für einen ehrenfesten Bürger und Hausbesitzer zu Basel oder Leipzig, der sich bemüht, ein guter Gatte und Familienvater zu sein, und der keinen größern Frevel kennt, als Widerstand gegen die Staatsgewalt! Als ob die Könige und Kaiser, die Präsidenten der Freistaaten, die Generale und die Polizeihauptleute einen Mann als Vorbild brauchen könnten, der seinen Getreuen das Schwert in die Scheide zu stecken gebietet und dem ihn bedräuenden Kriegsknechte das Ohr wieder anheilt, das ihm der unctionslos hitzige Jünger abgehauen hatte! Gerade die Katholiken und die orthodoxen Protestanten müßten es höchst ungereimt finden, zur Nachfolge dessen aufzufordern, der ihrem Glauben nach als Erlöser des Menschengeschlechts und als Gottmensch einzig und unvergleichbar ist. Will man aber von einer Nachfolge Christi sprechen, so ist sie doch nur den Armen und Elenden, den unschuldig Leidenden und Verfolgten einigermaßen möglich. Nun wer mit Paulus und Thomas a Kempis alle irdischen Güter für Gassenkoth achtet, kann im vollen Ernste und ohne Lüge Christi Nachfolger sein, der Reiche und

Mächtige nur in seelischen Zuständen, die mit seinem äußern Glanze im Widerspruch stehen.

Wenn sich aber auch der Inhalt des Christentums nur in getrennten Konfessionen vollständig ausdrücken kann, so wäre es doch ganz verfehlt, die Trennung bis zur Absperrung treiben zu wollen. Wie die Menschheit im allgemeinen, so ist auch die Christenheit ein lebendiges Ganze, und ihre Teile sind nicht Schubfächer, sondern Glieder. Nur in Verbindung mit dem Ganzen und in lebendiger Wechselwirkung mit den übrigen vermag jedes seine Aufgabe zu erfüllen. Schon zur Zeit der noch ungetheilten abendländischen Kirche erkannte man diese Gliederung nach verschiedenen Aufgaben. So sagte man z. B., Italien habe das sacerdotium, Deutschland das imperium, Frankreich das studium (die Sorbonne). Aber auch die kirchlichen Orden und die weltlichen Stände erscheinen als Glieder der Christenheit, und zwar so, daß nicht, wie an einem gewöhnlichen Leibe, die Thätigkeit des Geistes immer an das Haupt gebunden ist, sondern bald von einem Kaiser, bald von einem Mönchsorden, bald vom Episkopat eines Landes, bald von einem einzelnen Manne geht die erweckende, belebende, reinigende Thätigkeit aus, der Papst erscheint nicht selten als Zerstörer der Kirche, und so wenig Eintracht herrscht meistens unter den Gliedern, daß die Verbindung aller zu einem Leibe äußerlich oft gar nicht mehr sichtbar ist oder höchstens durch die eine Person eines Papstes dargestellt wird, dem niemand mehr gehorchen will. Aber bei allen wütenden Kämpfen auch der neuern Zeit bleibt die Zusammengehörigkeit, die Abhängigkeit jedes einzelnen Gliedes vom Ganzen bestehen, und das Wüten der Kirchen gegen einander ist oft nur eine unerfreuliche Form des Güteraustausches und des wohlthätigen Ausgleichs elektrischer Spannungen. Laßt also nur, sagen wir mit Luther, die Geister auch in Zukunft auf einander plagen! Eben darin besteht das Leben, nicht darin, daß alle einträchtig beisammensitzen und einander angähnen. In welchen Beziehungen jede einzelne Konfession der andern zur Ergänzung und Lebensweckung ganz besonders bedarf, soll der Gegenstand unsrer nächsten Untersuchung sein.

